



DAVID GOLDMAN / AP

INSELN IM KOPF (I)

## Tränen auf Aurora

Wirklich saukalt hier. Ich habe die dicken Gummistiefel mit einer Lage Filz, einem wasserdichten Technogewebe und einer Schicht Fell an – und spüre dennoch, wie meine Zehen gefühllos werden, steif. Ich kann förmlich sehen, wie das Blut aus ihnen weicht, wie sie diese schreckliche Leichenfarbe annehmen, gegen die dann nur heisses Wasser hilft, viel heisses Wasser. Aber wo soll ich hier heisses Wasser bekommen? Es gibt auf dieser Insel kein Hotel, es gibt hier überhaupt nichts ausser dunklem Stein. Fast nichts. Die aufgegebene Walstation, die mich hergelockt hat, die muss ich erst noch finden. Ich sehe einen Weg, aber führt er ans Ziel? Oskar, der Kapitän meines Schiffes, holt mich erst am Abend wieder ab. Die kleine Bucht, in der er mich mit Mühe und Not an Land setzen konnte, war ihm als Ankerplatz zu unsicher, zu viel Brandung und Felsbrocken überall, oft kaum zu sehen im Getöse aus Schaum und Algen.

Ich laufe los, schnell, schlenkere kräftig mit den Armen, um mir das Blut in die Finger zurückzuholen. Stampfe mit den Füßen, als wollte ich die Insel treten. Meine Mutter kommt mir in den Sinn, die so durch sommerliche Blumenwiesen im Tessin getrampelt ist, um die Vipern zu verjagen. Hier leben keine

Vipern, denn wo es Schlangen gefällt, da ist auch meinen Zehen wohl. Jetzt geht es bergauf, das ist gut, das bringt meinen Organismus in Schwung, allerdings bin ich bald ausser Puste. Auch ist der Weg mit dunklen Steinchen belegt, auf denen ich ständig abrutsche. Sie kullern hinter mir den Hang runter, ihr Prasseln mischt sich mit dem Schnaufen der Brandung, die auch hier oben noch zu hören ist.

Je höher ich komme, desto schärfer pfeift der Wind. Die Gegend ist ja bekannt für ihr launisches Wetter. Schon Vespucci, der Aurora 1504 im südöstlichen Atlantik entdeckt hat, notierte in seinem Logbuch: «So gewaltig war das Unwetter, dass sich die ganze Flotte fürchtete.» Andere liessen sich von dem Sauwetter so die Sinne verdrehen, dass sie die Insel gar nicht gefunden haben: «Sie kreuzten nicht nur über der angegebenen Stelle selbst, sie fuhren in jeder Richtung durch die ganze Gegend, ohne eine Spur von Land zu finden», schrieb Edgar Allan Poe 1838 in «The Narrative of Arthur Gordon Pym».

Endlich geht es wieder runter. Jetzt kann ich auch die Walstation sehen. Kein Wunder, kann man da nicht mehr landen, in der ganzen Bucht ragen kreuz und quer Metallteile aus dem Wasser, wahrscheinlich ein eingestürzter

«So gewaltig war das Unwetter, dass sich die ganze Flotte fürchtete.»

Amerigo Vespucci (1454–1512)  
Italienischer Entdecker, Kaufmann,  
Seefahrer und Navigator

Turm, dessen Streben von den Wellen wie Mikadostäbchen herumgeschleudert wurden, bis sie sich irgendwo festkeilten, im Untergrund. Die paar Häuser aber sehen noch ziemlich intakt aus, auffällig rote Dächer, seltsam blaue Fassaden, taubenblau? Mehr als zwanzig Jahre ist es her, dass man von hier aus zum letzten Mal auf Walfang fuhr. Erstaunlich, dass überhaupt noch etwas steht. Jetzt erst fällt mir auf, dass überall dunkle Bündel herumliegen, als wären da Kaffeesäcke an Land gespült worden. Könnte sein. Vielleicht ist kürzlich ein Frachter in der Gegend auf einen Eisberg geprallt.

Plötzlich zeigt sich die Sonne, schlägt wie eine leuchtende Faust aus dem milchigen Himmel. Gewöhnlich präsentiert sich die Welt dann gleich in einem anderen Licht. Aber nicht so Aurora, die Insel bleibt ein dunkler Fels, keine Heiterkeit, nirgends, kein Lächeln. Wahrscheinlich wirkt der Felsen freundlicher, wenn hier Schnee liegt. Nur dann ist es natürlich noch kälter. Ich komme an vier Metallkreuzen vorbei, die auf einer kleinen Terrasse über dem Meer in den Boden gerammt wurden. Sie stehen stramm im Wind, nur die Gräser zu ihren Füßen zittern. Das muss ein harter Job gewesen sein, so ganz am Ende der Welt. Aber die Aussicht von hier oben – unschlagbar.

Der Abstieg wird schwieriger, der Untergrund rieselt vor sich hin, ich habe Mühe, meine Schritte zu kontrollieren, rutsche immer wieder aus. Das letzte Stück ist besonders steil, ich kann nicht mehr bremsen, lasse meine Beine laufen, rase hinunter und mitten in das kleine Dorf hinein. Als ich endlich zum Stillstand komme, kann ich kaum etwas sehen, der kalte Wind hat mir so viel Tränenwasser in die Augen getrieben, dass die Welt sich wie ein grosses Aquarell präsentiert. Ich wische mir die Wangen trocken.

Wenige Schritte vor mir steht ein Gebäude aus Wellblech, dessen eine Wand halb abgerissen ist und wie ein Flügel in die Landschaft ragt. Im Innern sehe ich Maschinen, ein Fliessband, Haken, Röhren, Flaschenzüge. Wahrscheinlich

wurde hier das Walfleisch verarbeitet, portioniert, verpackt. Alles wirkt, als sei der Ort überstürzt verlassen worden. Das Blech der Wand kippt im Wind leicht hin und her, was ein knacksendes Geräusch macht, als würde ein Knochen gebrochen, wieder und wieder. Ein feuchter Geruch liegt in der Luft, Rost gemischt mit altem Fisch.

Plötzlich bewegt sich etwas unter dem Fliessband, eine dunkle Masse, sie kommt auf mich zu, röchelt heiser, ich trete zurück, greife nach dem Bleistift in meiner Hosentasche, als könnte ich mich damit gegen Monster wehren.

Dann schiebt sich der Kopf einer riesigen Robbe ins Sonnenlicht, die Schnauzhaare vibrieren leicht, runde Augen schauen mich dunkel an, ausdruckslos, ich bin keine Beute und keine Gefahr, also bedeute ich nichts. Auf einmal röchelt es hinter mir, dann neben mir, ich drehe mich um: All die Kaffeesäcke, die ich von oben gesehen habe, lauter Robben, Massen aus Fleisch und Fett, prall in Haut gepackt, dunkelbraun, beige gefleckt. Überall liegen sie herum, sinnlos und doch so selbstverständlich, dass man eifersüchtig werden könnte.

Die Sonne verschwindet, als hätte sie hier nichts mehr zu tun. Dafür treibt der Wind jetzt matschige Schneeflocken vom Meer her in die Bucht. Ich werde hier kein heisses Wasser finden, natürlich nicht. Eine Passage in einem Roman kommt mir in den Sinn: Der Protagonist ist auf der Flucht, kämpft sich durch Eislandschaften, verhungert und erfriert fast, sieht endlich eine Robbe, erschießt sie mit seiner letzten Kugel, schneidet sie auf, steckt seine gefrorenen Füße in ihre warmen Gedärme und überlebt. So etwas könnte ich hier natürlich auch veranstalten, meine Zehen wären mir dankbar – aber mit einem Bleistift...

Die Feder ist nicht immer mächtiger als das Schwert, hier auf jeden Fall nicht. Ich werde frieren müssen, bis Oskar mich wieder abholt. Zum Glück kann ich mich auf ihn verlassen, hundert Prozent. Zum Glück! Es ist saukalt hier, wirklich.

SAMUEL HERZOG

### Fiktiv oder verschollen?

her. · Spätestens seit der Seereise des heiligen Brendan aus Kerry um 570 sind in allen Jahrhunderten und allen Ozeanen dieser Welt immer wieder Inseln aufgetaucht – und meist auch wieder verschwunden. Manche verdankten sich der Erfindung von Dichtern, andere der Einbildung von Seeleuten, Dritte dem Kalkül von Unternehmern, wobei die Grenzen zwischen den verschiedenen Motivationen selten ganz scharf gezogen werden können. Grund genug für unseren Autor, der selbst seit zwanzig Jahren an einem fiktiven Eiland baut, sich im Kopf auf eine grosse Reise zu begeben und einige dieser Behauptun-

gen zu betreten. Seine Reisebeschreibungen erscheinen hier in loser Folge.

Die Aurora-Inseln wurden erstmals 1504 von Amerigo Vespucci beschrieben und dann erst 1762 wieder vom spanischen Handelsschiff «Aurora» gesichtet. Ein letztes Mal tauchten sie am 6. Dezember 1856 auf. Die jüngste Karte, auf der sie verzeichnet sind, haben Laurie & Whittle 1808 herausgegeben. Die ausführlichste Beschreibung der Entdeckungsgeschichte der Auroras liefert Henry M. Stommel: «Lost Islands – The Story of Islands That Have Vanished from Nautical Charts». University of British Columbia Press, 1984.